

Gelddinge

Doing Money in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

von Simone Derix

1. Die Omnipräsenz des Geldes

Zwischen 1921 und 1931 veröffentlichte der Berliner Privatbankier und Herausgeber der Zeitschrift *Die Bank*, Alfred Lansburgh (1872–1937), unter dem Pseudonym *Argentarius* die Buchserie *Briefe eines Bankdirektors an seinen Sohn*.¹ Dass seine Ausführungen zeitgenössisch stark rezipiert wurden, legt nicht zuletzt die kontinuierliche Fortführung der Serie über zehn Jahre nahe. Lansburghs Texte sind als Briefe an einen immer wieder namentlich angesprochenen Sohn James konzipiert. Sie fügen sich damit in eine lange Tradition der familialen Weitergabe von Wissen von Generation zu Generation ein, zugleich weist der Publikationsrahmen die Schriften als belehrende Abhandlungen zu grundlegenden und zeitspezifischen ökonomischen Fragen aus. Denn Lansburgh, das betont bereits der erste, auf die Silvesternacht 1920/21 datierte Brief des Bandes *Vom Gelde*, attestierte zeitgenössisch für „ganz Europa, und nicht zuletzt [...] Deutschland“ eine „allgemeine Unkenntnis in Gelddingen“.² Er erklärte diese Unkenntnis erstens historisch mit der vor 1914 dominanten Überzeugung, „daß das Geld eine reine Zweckmäßigkeitseinrichtung des Staates sei, etwa wie die Polizei und das Paßwesen, nützlich, aber nicht unentbehrlich. Man könne mit dem Geld wirtschaften, aber auch ohne Geld. Auf seine äußere Gestalt und seinen inneren Wert komme es absolut nicht an. Der Staat sei souveräner Herr über das Geld, das er aus jedem Stoff, den er für geeignet halte, und in jeder Menge, die er als er-

1 Über die Biographie Lansburghs ist wenig bekannt. Feldman charakterisiert ihn als „bekanntesten Bankexperten“, *Gerald D. Feldman*, *Die Deutsche Bank vom Ersten Weltkrieg bis zur Weltwirtschaftskrise, 1914–1933*, in: Lothar Gall u. a., *Die Deutsche Bank 1870–1995*, München 1995, 137–314, hier 148. Die Buchserie *Briefe eines Bankdirektors an seinen Sohn* umfasst die Bände: Bd. 1: *Alte Briefe, 1908–1911*, Berlin 1921; Bd. 2: *Vom Gelde*, Berlin 1921; Bd. 3: *Valuta*, Berlin 1921; Bd. 4: *Die Börse*, Berlin 1922; Bd. 5: *Die Notenbank*, Berlin 1922; Bd. 6: *Währungsnot. Bilder aus einem geldkranken Land*, Berlin 1923; Bd. 7: *Das Wesen des Geldes*, Berlin 1923 [Edition der Bde. 2, 3 und 5]; Bd. 8: *Die Kreditbank, 2 Teile*, Berlin 1924; Bd. 9: *Das Kapital*, Berlin 1930; Bd. 10: *Die Arbeit*, Berlin 1931. Von Lansburgh stammen ferner die Schriften *Die Maßnahmen der Reichsbank zur Erhöhung der Liquidität der deutschen Kreditwirtschaft*, Stuttgart 1914; *Die Kriegskostendeckung und ihre Quellen*, Stuttgart 1915; *Der internationale Kapitalmarkt im und nach dem Kriege*, Stuttgart 1916; *Zur Systematik der Preisbildung an der Effektenbörse*, Stuttgart 1917; *Die Politik der Reichsbank und die Reichsschatzanweisungen nach dem Kriege*, München 1924 sowie unter dem Pseudonym Neander: *Imag. Satyrisches Zeitbild in drei Akten*, Berlin 1922; *Aladin und die Wunderlampe*, Berlin 1923; *Die Talsperre*, Berlin 1923; *Sokratische Gespräche*, Berlin 1923.

2 *Argentarius* [Alfred Lansburgh], *Das Wesen des Geldes*, Berlin 1923, 12.

forderlich erachte, herstellen könne.“³ Doch diese Erklärung reichte Lansburgh nicht dafür, dass „die Menschen, unter denen sich doch viele kluge, selbständig denkende Leute befinden, das Wesen des Geldes so schwer ergründen können“.⁴ So erkannte der Bankier zweitens in der spezifischen Beziehung zwischen Menschen und Geld die Ursache für diese Unkenntnis, nämlich darin, „daß sie von Kindesbeinen auf mitten im Gelde leben, zu eng mit ihm verwachsen sind und daher nicht die nötige Distanz zu ihm finden“. Es war eben diese „Selbstverständlichkeit“ des Geldes, die Lansburgh durch seine Ausführungen aufzulösen versuchte.⁵

Anders ließe sich formulieren, dass die alltägliche Präsenz des Geldes es erschwerte, seine sich wandelnden Gestalten, Bedeutungen und Funktionen im Alltag zu analysieren. Was Lansburgh als Problem der Zeitgenossinnen und Zeitgenossen der Zwischenkriegszeit formulierte, lässt sich auch als methodisches Problem der Geschichtswissenschaft konstatieren. Die (vermutete) Omnipräsenz des Geldes macht seine Untersuchung zu einem komplexen Unterfangen, dem sich die Geschichtswissenschaft bislang nur partiell gewidmet hat. Nicht zuletzt aufgrund seiner zentralen Stellung für die Geschichte des Kapitalismus sind viele Geschichten des Geldes primär Analysen des Wandels von Geld- und Währungssystemen und ihrer wirtschaftlichen und politischen Bedeutung.⁶ Vereinzelt finden sich darin Hinweise auf Vorlieben der Bevölkerung für bestimmte Münzen und Banknoten und den Umgang damit, wie die folgenden Beispiele illustrieren: So lässt sich im Kontext der Einführung einer einheitlichen goldbasierten Reichswährung nach 1871 eine langanhaltende Anhänglichkeit der deutschen Bevölkerung an den als Landeswährungen kursierenden Silbertalern beobachten, während neu eingeführte Fünf-Mark-Goldmünzen nicht auf Gegenliebe stießen und entsprechend zwischen 1900 und 1901 aus dem Verkehr gezogen wurden.⁷ Am Rande notiert wird ferner, dass die Bevölkerung bereits vor Einführung der Reichsbanknoten Papiergeld zu schätzen gelernt habe, weil sich gerade kleine Scheine für den Versand kleinerer Geldbeträge eigneten.⁸ Gleichwohl habe die Bevölkerung bei der Auszahlung von Löhnen und Gehältern auch in den 1900er und 1910er Jahren weiter-

3 Ebd.

4 Ebd., 16.

5 Ebd.

6 Vgl. etwa *Niall Ferguson, The Ascent of Money. A Financial History of the World*, New York 2008; *Bernhard Löffler* (Hg.), *Die kulturelle Seite der Währung. Europäische Währungskulturen, Geldwerterfahrungen und Notenbanksysteme im 20. Jahrhundert* (= *Historische Zeitschrift*, Beiheft 50), München 2010; *Michael North, Kleine Geschichte des Geldes. Vom Mittelalter bis heute*, München 2009; *Michael North, Metallgeld – Papiergeld – Buchgeld – Goldstandard. Geld als Voraussetzung des industriellen Take-off?*, in: Bernd Biervert/Martin Held (Hg.), *Die Dynamik des Geldes. Über den Zusammenhang von Geld, Wachstum und Natur*, Frankfurt a. M. – New York 1996, 58–72; *Eckart Schremmer/Jochen Streb, Revolution oder Evolution? Der Übergang von den feudalen Münzgeldsystemen zu den Papiergeldsystemen des 20. Jahrhunderts*, in: *Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 86 (1999) H. 4, 457–476; im Vergleich dazu stärker auf die kulturellen und gesellschaftlichen Dimensionen abhebend *Christina von Braun, Der Preis des Geldes. Eine Kulturgeschichte*, Berlin 2012; *Mary Lindemann/Jared Poley* (Hg.), *Money in the German-speaking Lands*, New York – Oxford 2017.

7 *Bernd Sprenger, Das Geld der Deutschen. Geldgeschichte Deutschlands von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Paderborn u. a. ³2002, 187f.

8 Ebd., 182.

hin Goldmünzen den Reichsbanknoten vorgezogen.⁹ Andere Praktiken seien dagegen noch nicht üblich gewesen, so etwa die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sich etablierende ‚Entsorgung‘ von Groschen und Pfennigen in Schachteln und anderen Haushaltsbehältnissen, um sie bei Gelegenheit am Bankschalter gegen Großgeld einzutauschen. Auch sei noch nicht vorstellbar gewesen, Münzen während einer Reise arglos in Brunnen zu werfen – als Pfand, um an diesen Ort zurückkehren zu können.¹⁰

Obwohl diese Beobachtungen wichtige Hinweise für eine Geschichte der Geldpraktiken liefern, können sie nicht darüber hinwegtäuschen, dass für die Geschichte des Geldes im 20. Jahrhundert weiterhin gilt, was Ludolf Kuchenbuch bereits 2009 für die Zeit nach 1945 konstatierte, dass nämlich „sich weder die Zeithistoriker der Währungen, noch die der Banken, der Finanzwirtschaft, des Kaufens und des Konsums mit den Veränderungen des Geldgebrauchs von Jedermann konzentriert beschäftigt“ haben und daher „[f]ast jedes wichtige Faktum [...] sozusagen aus einem anderen Topf zu klauben“ sei.¹¹ In der Tat fehlt eine umfassende Studie, die das Leben der Menschen mit Geld praxeologisch als sich wandelndes und nach Klasse, Alter, Geschlecht und anderen Zugehörigkeiten differenziertes Handeln mit Münzen, Banknoten, Schecks, mit Portemonnaies, Kassen, Kontoauszügen, mit Bankbesuchen, dem Ausfüllen von Überweisungen, Buchhalten etc. untersucht.

Allerdings hat sich in den letzten Jahren das Theorieangebot für eine solche Geschichte erweitert und lässt sich eine ganze Reihe von ‚Töpfen‘ ausmachen, aus denen findige Historikerinnen und Historiker die Zutaten für eine solche Geschichte ‚zusammenklauben‘ können. In methodisch-theoretischer Perspektive haben in jüngerer Zeit mit Blick auf Geld relationale und praxeologische Ansätze Konjunktur. Während klassische Geldtheorien das individuelle Verhältnis zu Geld in den Fokus rückten und den Einzelnen als singulären Entscheider in Geldfragen konzipierten, akzentuieren jüngere soziologische Ansätze Geld als „a social fact, constituted in interaction“.¹² Entsprechend sei Geld „not something that happens to us but something that we continuously produce and reproduce in specific social settings“.¹³

Ein solch relationaler und handlungszentrierter Blick auf Geld bzw. Geldpraktiken findet – neben der Soziologie – in jüngster Zeit auch in der Geschichtswissenschaft immer stärker Beachtung. Gefragt wird nach der Bedeutung von Geld für die Subjektkonstitution wie in sozialen Beziehungen.¹⁴ Gleichwohl gilt weiterhin, dass sehr viele

9 Ebd., 191f.

10 Ebd., 193.

11 Ludolf Kuchenbuch, Am Nerv des Geldes. Die Verbankung der deutschen Verbraucher 1945–2005, in: *Historische Anthropologie* 17 (2009) H. 2, 260–275, hier 261f.

12 Heiner Ganßmann, *Doing Money. Elementary Monetary Theory from a Sociological Standpoint*, London – New York 2012, 2.

13 Ebd., 1. Ungeachtet seines sozialen Konstruktcharakters fungiere Geld zugleich als Mittel, um die Unsicherheiten sozialer Interaktion in ökonomischen Zusammenhängen einzugrenzen. Denn Geld absorbiere in dem Sinne Unsicherheit, als es zumindest eine Sicherheit suggeriere: die Sicherheit, dass man Geld zum Leben brauche. Geld fungiert demnach als allumfassende soziale Referenzgröße, eine Beobachtung, die John Maynard Keynes bereits 1937 formulierte. Vgl. ebd., 3, 7 und 133.

14 Wichtige Forschungsschwerpunkte sind aktuell die Weitergabe von Geld über Erbschaften und Kredite sowie die Sozialisation mit Geld, vgl. Gabriele Clemens (Hg.), *Schuldenlast und Schuldenwert. Kreditnetzwerke in der europäischen Geschichte 1300–1900*, Trier 2008; Simone Derix, *Die Thyssens. Familie und Vermögen*, Paderborn 2016; Jürgen Dinkel/Dirk van Laak (Hg.),

Praktiken bislang nicht oder nur als Anekdote am Rande in den wissenschaftlichen Fokus geraten sind. Sowohl die tatsächlich ausgeführten, als auch die erwünschten und imaginierten Geldpraktiken zählen zum potenziellen Untersuchungsgegenstand, so etwa die Darstellungen großer Münzhaufen und die Begehrlichkeiten, die sich daran knüpften. Solche Darstellungen finden sich nicht nur als Satire in den Donald-Duck-Comics, die seit 1947 erscheinen und u. a. wiederholt den schwerreichen geizigen Dagobert Duck zeigen, wie er in seinem aus Goldmünzen bestehenden Vermögen badet.¹⁵ Vielmehr stand bereits einem Reichtumsratgeber von 1908 eine Fotografie voran, die einen großen Haufen Münzen zeigte, der einen Großteil der Bildfläche ausfüllte. Von links oben tauchen zwei Hände in das Gold ein. Überschriften ist die Fotografie mit „Wühle im Golde!“ . Der Untertitel weist das Dargestellte als „Eine Million Mark in Gold!“ aus.¹⁶

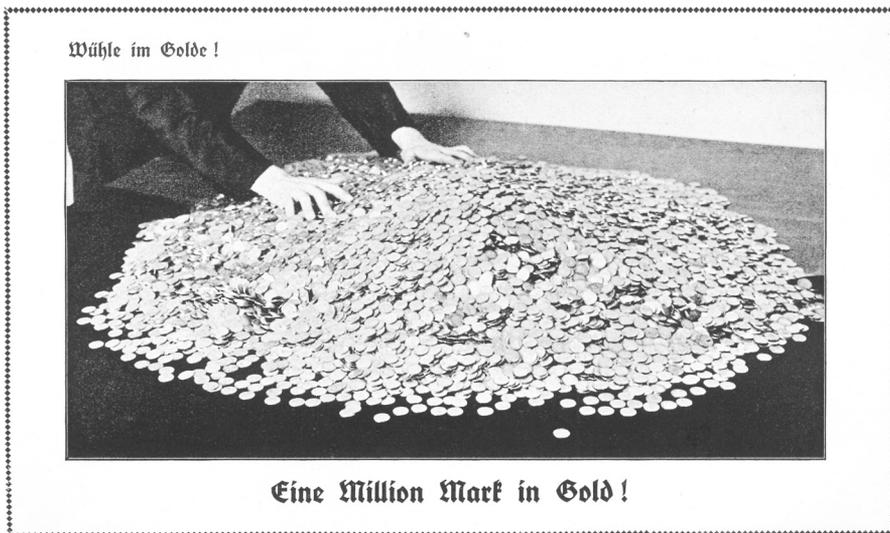


Abb. 1: Die visuelle Präsenz des Geldes
aus: Astor Vanderbilt, *Der Weg zum Reichtum*, ³Wiesbaden
[nach 1912, Erstausgabe 1908], o. S.

Reader – Erben und Vererben in der Moderne, Justus-Liebig-Universität Gießen, Juli 2016, URL: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/daten/2017/Dinkel--vanLaak--Erben-und-Vererben-in-der-Moderne--2016.pdf> (01.06.2017); *Dirk van Laak*, Was bleibt? Erben und Vererben als Themen der zeithistorischen Forschung, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History*, Online-Ausgabe, 13 (2016) H. 1, URL: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/1-2016/id=5334>, Druckausgabe: S. 136–150; *Sandra Maß/Kirsten Bönker/Hana Havelková* (Hg.), *Geld-Subjekte* (= *L'Homme* 22 (2011) H. 2); *Sandra Maß*, *Kinderstube des Kapitalismus? Monetäre Erziehung im 18. und 19. Jahrhundert*, München 2018. Vgl. zur Genderdimension *Regina Dackweiler/Ursula Horung* (Hg.), *frauen – macht – geld*, Münster 2003; *Anne Laurence/Josephine Maltby/Janette Rutterford* (Hg.), *Women and their Money, 1700–1950*, Abingdon 2009.

¹⁵ Vgl. etwa das *Lustige Taschenbuch 501: Gold und Silber lieb ich sehr*, Köln 2017.

¹⁶ *Astor Vanderbilt, Der Weg zum Reichtum*, ³Wiesbaden [nach 1912, Erstausgabe 1908], o. S.

Die Perspektive des *Doing Money* unterstreicht nicht nur die Handlungsdimension, sondern auch die Bedeutung der Materialität, der Stofflichkeit von Geld und der dinglichen Infrastruktur rund um Geld – und rückt damit einen Aspekt in den Fokus, der sowohl in zeitgenössischen Quellen wie auch in der älteren Forschung schon präsent ist. Um beim Eingangsbeispiel zu bleiben: Wenngleich Lansburgh die „Gelddinge“ wohl kaum nur in einem konkret-materiellen Sinne hätte verstanden wissen wollen, reflektiert er doch in seinen inhaltlichen Ausführungen und der Wahl seiner Begrifflichkeiten die materielle Dimension des Geldes. Ein ähnliches Bild zeichnet sich mit Blick auf die Forschung ab: Schon die ältere Historiographie zur Geschichte des Geldes reflektiert insofern dessen Materialität, als sie nach Ären unterscheidet, die stofflich definiert sind. Für Deutschland in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird etwa ein Wandel von der Ära der Goldmark zu einer Ära des Papiergeldes angenommen. Wenn man dies ernst nimmt, müsste man eine Vielzahl dinglicher Ensembles in den analytischen Blick einbeziehen und in ihrem Zusammenspiel untersuchen: die Geldbörsen, die Pfennige und Groschen, die Kinder in ihren Hosentaschen transportierten, den Klingel-Beutel in der Kirche, die Pappschachteln der Bettler, die Geldkassetten in den Schränken und Schubladen der Haushalte, die Sparstrümpfe und Tresore.¹⁷

Ohne die gesamte Fülle der Praktiken und der dinglichen Infrastruktur rund um Geld hier diskutieren zu können, konzentriert sich der Aufsatz im Folgenden nur auf die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts, die in der Geldgeschichte vor allem wegen der Erfahrungen der Inflation zu Beginn der 1920er Jahre, der am Ende des Jahrzehnts einsetzenden Weltwirtschaftskrise und des Abschieds vom Goldstandard als bewegte und prägende Zeit gilt. Der Aufsatz diskutiert zwei von der Forschung vernachlässigte Aspekte der Geldpraktiken dieser Zeit. In einem ersten Schritt argumentiert der Text, dass die monetäre Erfahrungswelt des frühen 20. Jahrhunderts nicht nur durch die Dichotomie Münze versus Papier geprägt ist, sondern auch durch die Versuche, das bargeldlose Zahlen per Scheck und Giroverkehr zu etablieren. In einem zweiten Schritt thematisiert der Text zeitgenössisch wahrgenommene Gefährdungen des Geldes und die eigentümliche Faszination der Menschen für Tresore und Panzerknacker. In beiden Argumentationsschritten tritt auf je unterschiedliche Weise die materielle Dimension der Gelddinge zutage: zuerst die Materialität des Zahlungsmittels selbst, sodann die dinglichen Ensembles, mit denen Menschen versuchten, Geld zu sichern. Als Quellen dienen zeitgenössische Texte, die versuchten, ökonomisches Wissen über Geld zu aggregieren, zu produzieren und zu verbreiten, und dabei auch Geldpraktiken dokumentierten oder anregten. Dies geschah in ganz unterschiedlichen Kontexten: als wissenschaftliche Untersuchung, als populärwissenschaftliche Belehrung, in Reportagen in Illustrierten oder im Werbeplakat.

¹⁷ Vgl. *Rainer-W. Hoffmann*, Geldkultur in Haushalt und Gesellschaft. Ausgewählte Facetten, in: Sylvia Gräbe (Hg.), *Vom Umgang mit Geld. Finanzmanagement in Haushalten und Familien*, Frankfurt a. M. – New York 1998, 17–33, hier 21.

2. Materialität und Immaterialität des Geldes

Die Historiographie zur deutschen Geldgeschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat zwei zentrale Fokuspunkte, die im Folgenden resümiert werden: zum einen das lange währende Bemühen, das Deutsche Reich zu einem einheitlichen Währungsraum umzugestalten, zum anderen die Inflationszeit nach dem Ersten Weltkrieg als zentraler Wendepunkt der Gesellschafts- wie der Geldgeschichte.

Nach der Gründung des Deutschen Reiches 1871 setzte sich das *nation-building* auf verschiedenen Ebenen fort. Dazu zählte auch die Einführung einer reichseinheitlichen Währung.¹⁸ Zwar wurden Reichsgoldmünzen als Währung eingeführt, die im gesamten Reich gültig waren, aber parallel dazu blieben – auch nach der offiziellen Einführung der Reichswährung am 1. Januar 1876 – die aus Silber geprägten Landeswährungen im Umlauf und bis 1907 gesetzliches Zahlungsmittel. Danach wurden die in der Bevölkerung sehr populären Silbertaler aus dem Verkehr gezogen, konnten aber inoffiziell noch bis 1910 gewechselt werden. Ungeachtet dieser Affinität zum Silber gehörte das Deutsche Reich zu den Ländern des Goldstandards. Bereits 1816 hatte England eine an Gold gekoppelte Währung eingeführt, in den 1870er Jahren folgten zeitgleich mit dem Deutschen Reich auch Frankreich, die Niederlande und die skandinavischen Staaten sowie in den 1890er Jahren die USA, Österreich-Ungarn und Japan. Die Goldparität ihrer Währungen setzte die involvierten Staaten auch zueinander in Beziehung, erleichterte die Verrechnung der Währungen und damit den Handel. International stand die Zeit um 1900 im Zeichen des Goldes.

Parallel zur Goldmünze hatte das Deutsche Reich auch Papiernoten etabliert, die allerdings nicht aus dem Schatten der Münze heraustreten konnten. Bis 1914 blieb die Goldmünze deutlich beliebter als das Papiergeld. Dies erklärt sich auch daraus, dass es bis 1906 nur Scheine ab 100 Mark aufwärts gab, die entsprechend nur für Geschäftsleute attraktiv waren, die mit großen Summen operierten. Zudem wurden die Reichsbanknoten erst mit Jahresbeginn 1910 zum gesetzlichen Zahlungsmittel erklärt. Davor mussten Privatpersonen Reichsbanknoten nicht akzeptieren. Nur die Reichsbank und ihre Filialen waren dazu verpflichtet, Banknoten gegen Münzen einzutauschen – ein Umstand, der 1914 das Ende dieser monetär wortwörtlich goldenen Ära einläutete. Nachdem die Deutschen in Erwartung eines Kriegsausbruchs innerhalb von acht Tagen Goldmünzen im Wert von 100 Millionen Mark aus den Bankbeständen abgezogen hatten, setzte die Reichsbank ab dem 31. Juli 1914 den Umtausch von Banknoten in Gold aus.

Retrospektiv endete mit dem Ersten Weltkrieg das Zeitalter der Münze als dominantes Zahlungsmittel, die Regierung trieb den Umstieg auf Papiergeld. Auch wenn Gold- und Silbermünzen weiterhin kursierten, ging die Münzmenge bis 1917 erheblich zurück, nicht zuletzt forciert durch Aktionen wie „Gold gab ich für Eisen“, in denen die Bevölkerung dazu aufgerufen wurde, Goldgegenstände zur Kriegsfinanzierung zu spenden oder bei der Reichsbank gegen Papiergeld zu tauschen. Bereits während des Krieges zeigten sich trotz einer Vervielfachung der Geldmenge Engpässe bei Münzen wie Papiergeld, worauf kommunal mit Notgeld reagiert wurde.

¹⁸ Vgl. für das Folgende *Sprenger*, Geld, 175–201.

Die Krise der deutschen Währung gelangte nach Kriegsende zu ihrer vollen Entfaltung. In immer kürzeren Abständen verlor das Geld an Wert, was die Menschen in doppelter Weise herausforderte. Nicht nur die Erfahrung der Ent- und Umwertung materieller Werte markierte einen Einschnitt, sondern auch die materielle Dimension dieser Erfahrung. Keine Darstellung der Inflationsjahre verzichtet auf die Schilderung der immer größeren logistischen Probleme, Geld zu transportieren. Was zuvor in Geldbörsen umhergetragen und in Kassen und Kassetten gelagert werden konnte, nahm nun immer mehr Raum und größere Behältnisse in Anspruch: Waschekorbe, Säcke, Schubkarren.¹⁹ Die Inflation sprengte nicht nur die Vorstellungskraft der Menschen, sondern auch das Fassungsvermögen ihrer Taschen und Haushaltsbucher. Das ist oft und plastisch beschrieben worden. Und es ist gewiss nicht falsch, die Wahrnehmung der Inflation in der Bevölkerung auch vor der Folie eines Konflikts zwischen Münz- und Papiergeld zu analysieren. Sowohl in der Literatur der Zeit als auch in Selbstzeugnissen finden sich zahlreiche Beispiele dafür, dass die Umwertung der Werte besonders stark am Beispiel von Schulden erfahren wurde. Goldmark, die einst geliehen worden waren, wurden indessen mit wertlosem Papiergeld beglichen. Es waren nun die Gläubiger, die materielle Einbußen hinnehmen mussten.²⁰ Geld war als Ressource von Macht unzuverlässig geworden.

Allerdings bedeutet das nicht, dass die Menschen dies auch stets so wahrgenommen hätten. Denn allen Negativerfahrungen zum Trotz zeigte das grundsätzliche Vertrauen in Geld, das auch das Eingangszitat Lansburghs dokumentiert, eine erstaunliche Beharrungskraft. Wie Martin Geyer gezeigt hat, hofften etwa die Gläubiger der frühen 1920er Jahre lange auf eine Stabilisierung der Währung und ließen nur zögerlich den Gedanken zu, dass Geldbesitz „keine Garantie mehr für soziale Sicherheit“ war.²¹ Dass der Glaube an den Wert des Geldes nicht gänzlich erschüttert war, zeigt auch, dass die Bevölkerung Silbermünzen hortete – auch nachdem sie zum 1. Januar 1921 außer Kurs gesetzt worden waren – und Goldmünzen zu immer höheren Preisen gehandelt wurden.²² Diese Anhänglichkeit gegenüber alten Währungen lässt sich als ein Element „monetäre[r] Resistenz“ verstehen, die sich freilich nicht darin erschöpfte.²³

Ähnlich wie Lansburgh 1920/21 befand, dass die Menschen „zu eng mit ihm [dem Geld, d. Verf.] verwachsen sind“,²⁴ hatte der Soziologe Georg Simmel bereits 1889 referiert, dass „man in elegischem wie in sarkastischem Tone, ausgesprochen [habe], dass das Geld der Gott unserer Zeit wäre“, und „bedeutsame psychologische Beziehungen zwischen beiden scheinbar so entgegengesetzten Vorstellungen“ ausgemacht.²⁵ Wenngleich auch andere Schriften um 1900 die Omnipräsenz und Allmacht

19 Vgl. *Hoffmann*, Geldkultur, 29.

20 Vgl. für aussagekräftige Beispiele *Martin H. Geyer*, *Verkehrte Welt. Revolution, Inflation und Moderne*, München 1914–1924, Göttingen 1998, 205–222.

21 Ebd., 211–213, Zitat 213.

22 Vgl. *Sprenger*, Geld, 207.

23 *Hoffmann*, Geldkultur, 27.

24 *Argentarius*, Wesen, 12.

25 *Georg Simmel*, *Zur Psychologie des Geldes*, in: ders., *Aufsätze 1887 bis 1890. Über sociale Differenzierung. Die Probleme der Geschichtsphilosophie* (1892), Frankfurt a. M. 1989, 49–65, hier 64.

des Geldes thematisierten,²⁶ belegt dies noch nicht, dass damit die gesamte Breite der Bevölkerung repräsentiert war. Vielmehr lassen etwa Informationen zur Verbreitung von Taschengeld Zweifel daran aufkommen, dass Geld die deutschen Haushalte bereits in den 1920er Jahren vollständig durchdrungen hatte.²⁷ Zumindest gilt es zu differenzieren, in welchen Bereichen und in welcher sozialen Schicht sich welche Form von Geld einen festen Platz im Alltag der Menschen erobern konnte.

2.1. Jenseits von Münze und Banknote. Bargeldloses Zahlen

In diesem Kontext lohnt sich ein Blick auf die bargeldlosen Formen des Geldes als Buchgeld und Zahlungsmittel. Denn die Geschichte der Geldpraktiken bleibt unvollständig, wenn nicht auch jenes Geld in die Überlegung einbezogen wird, das sich nicht in Note und Münze materialisiert, sondern als Ziffer die Bücher füllt. So umfasste die Inflationserfahrung der frühen 1920er Jahre sowohl die Entwertung des Papiergeldes, als auch die Entwertung der Ersparnisse. Nicht nur die besitzenden Bürger, sondern auch die Arbeiter erlebten den Kollaps von „über Generationen bewährten Modi des Sparens“, was zu „schwersten existenziellen Einbrüchen“ geführt habe.²⁸

Voraussetzung für diese Erfahrung waren Geldeinlagen bei einer Bank – eine Praxis, die ebenfalls seit der Reichseinigung forciert worden war. Vermögen bei Dritten zu deponieren, hat eine lange Tradition, die, wenn man die Deposita von Naturalien wie Getreide einbezieht, bis in die altbabylonische Zeit zurückreicht. Bereits im hellenistischen und römischen Ägypten entwickelte sich für solche staatlich betriebenen Speicher eine Art Giroverkehr, das heißt dass die Deposita buchmäßig belastet oder ihnen Teile gutgeschrieben wurden. Praktiken des Giroverkehrs etablierten sich im Mittelalter auch in Deutschland und wurden später, so 1619 mit der Gründung der Hamburger Girobank, institutionalisiert. Allerdings führten die Girobanken, die den Zahlungsverkehr zwischen Kaufleuten per Zu- und Abschreibung regelten, lange Zeit eine separate Existenz von den wenigen Depositenbanken, die sich ganz darauf konzentrierten, Geld aufzubewahren. Ein Wandel setzte in den 1850er Jahren ein, als in Hamburg Banken entstanden, die beide Funktionen miteinander verbanden.²⁹

Allerdings blieben die Giromöglichkeiten zunächst lokal bzw. regional begrenzt. Girobanking über größere räumliche Distanzen hinweg entstand in Deutschland parallel zur Einführung einer Reichswährung nach der Reichsgründung. 1876 wurde der kostenlose Giroverkehr für das gesamte Reich eingeführt, die Infrastruktur hierfür stellte das über das ganze Reich verteilte Filialnetz der Reichsbank. Ab 1883 ermöglichten lokale Abrechnungsstellen erstmals, dass unterschiedliche Banken ihre For-

26 Vgl. etwa *Franziska von Reventlow*, *Der Geldkomplex*, München 1916.

27 Vgl. *Hoffmann*, *Geldkultur*, 25.

28 Ebd., 30; vgl. *Geyer*, *Verkehrte Welt*, 214.

29 Vgl. *Alexander Djazayeri*, *Die Geschichte der Giroüberweisung. Von den Anfängen im 19. Jahrhundert bis zum modernen Zahlungsdiensterecht*, Göttingen 2011, 23–28; *Mark Spengler*, *Die Entstehung des Scheckgesetzes vom 11. März 1908*, Frankfurt a. M. 2008, 22–28 und 39f.

derungen miteinander verrechnen konnten.³⁰ Simultan zum Ausbau des bargeldlosen Zahlungsverkehrs förderten die Reichsbank und andere Bankgruppen die Einlage von Geldern bei einer Bank – mit Erfolg: Zwischen 1876 und 1913 stieg der Anteil von Bankeinlagen bzw. Giralgeld von 59 Prozent des gesamten Geldvolumens auf 88 Prozent. Sparen und bargeldloser Zahlungsverkehr wurden demnach gleichzeitig von staatlicher Seite gefördert und spätestens während des Ersten Weltkriegs aufgrund des akuten Bargeldmangels zur nationalen Aufgabe erklärt – mit unterschiedlichem Erfolg.³¹

Das Sparen konnte sich in der Tat als sozial breit aufgestellte Praxis etablieren, von der die deutsche Bevölkerung auch während der Inflationszeit bzw. möglicherweise gerade während der Inflationsjahre nicht abließ. Die Menschen trugen „trotz Geldentwertung und niedriger Zinssätze“ ihre großen und kleinen Vermögen zur Sparkasse; zwischen 1914 und 1923 nahm die Zahl der Sparer im Deutschen Reich mit Ausnahme des Jahres 1922 stetig um 60 Prozent zu. Auch im Hyperinflationsjahr 1923 zahlten die Deutschen mehr ein als sie abhoben. Martin Geyer erklärt dies mit einer Mischung aus „Hoffnungen“ und einem mangelnden ökonomischen „Verständnis“³² – wie es, wie eingangs gesehen, zeitgenössisch auch Lansburgh moniert hatte. Sparen mochte aber auch manchen als das kleinere Übel erschienen sein. Zumindest konnte das Buchgeld nicht zur physischen Belastung werden, der man nur mit Sack und Schubkarre bekommen konnte. Mit der Stabilisierung der Währung 1924 durch die Einführung der Rentenmark im November 1923 machten sich auch die nunmehr unter einem Dachverband, dem Deutschen Sparkassen- und Giroverband, vereinten Sparkassen das positive Image des Sparens zunutze, um das Vertrauen in die Währung zu stärken. Ein ebenfalls neu eingerichteter Werbeausschuss des Verbands warb nun massiv bei den weniger vermögenden Schichten für das Sparen. Auch politisch wurde Sparen zur bürgerlichen Tugend bzw. nach 1933 – und besonders während des Zweiten Weltkriegs – zur nationalen Verpflichtung erhoben.³³ Zumindest in den 1920er Jahren wurde das Sparen zugleich als transnationale Praxis akzentuiert, nachdem 1924 auf dem Internationalen Sparkassenkongress in Mailand ein jährlicher Weltspartag eingeführt wurde. Daraus wurde dann allerdings nach 1933 zuerst der Nationale und schließlich der Deutsche Spartag, bevor 1942 gar eine Deutsche Sparwoche eingeführt wurde.³⁴ Es wird erst noch zu prüfen sein, ob die Sparaufrufe des Ersten Weltkriegs und die Inflationserfahrung „einen Verlust [...] [der] Unschuld und Lust am Geld“ mit sich gebracht haben, wie Sandra Maß überlegt.³⁵

Simultan zum Sparen wurde auch das bargeldlose Zahlen, also das Bezahlen mit Buch- bzw. Giralgeld statt mit Bargeld, in den 1920er bis 1940er Jahren intensiv be-

30 Vgl. *Spengler*, Entstehung, 43f.; *Djazayeri*, Geschichte, 28f.

31 Vgl. *Sprenger*, Geld, 191.

32 *Geyer*, Verkehrte Welt, 214f.

33 Vgl. o.A., Die Geschichte des Sparkassenplakats, in: Wer den Pfennig nicht ehrt ... Plakate werben für das Sparen, Stuttgart 1992, 61–68.

34 *Maß*, Kinderstube, 274.

35 Ebd. Zumindest die spielerische Lust am Geld scheinen weder die Deutschen noch andere europäische Staaten dauerhaft verloren zu haben. Darauf deutet etwa die große Beliebtheit hin, der sich das Spiel *Monopoly*, das 1935 in den USA eingeführt wurde, bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs auch in Europa erfreute, vgl. *Fergusson*, Ascent, 230–232.

worben. Werbeplakate inszenierten bargeldloses Zahlen noch während des Zweiten Weltkriegs als männliche und zivile Tätigkeit. So zeigt ein Plakat der Kreisparkasse Aalen aus dem Jahr 1940 einen pfeiferauchenden Mann mittleren Alters, der souverän lächelnd seine Geldgeschäfte in den eigenen vier Wänden erledigt, getreu dem Motto „Bargeldlos zahlen vom Schreibtisch aus durch Spargiro“. Ein Plakat aus dem Jahr 1941 hingegen hebt auf die nationale Reichweite des Giroverkehrs innerhalb „Großdeutschland[s]“ ab und zeichnet den bargeldlosen Zahlungsverkehr gleichsam als ein infrastrukturelles Element zur Vernetzung der ‚Volksgemeinschaft‘.³⁶ Gleichwohl entwickelte sich der Giroverkehr erst ab den 1950er Jahren zu einem „Massengeschäft“, als Lohn- und Gehaltszahlungen zunehmend bargeldlos erfolgten und das 1963 eingeführte Lastschriftverfahren Bankanweisungen an Dritte vereinfachte.³⁷ Seither hat sich das Girokonto zu einem festen Instrument der Geldpraxis in Deutschland entwickelt. Laut einer Umfrage des Meinungsforschungsinstitut YouGov verfügten im Jahr 2017 lediglich vier Prozent der deutschen Haushalte nicht über ein Girokonto.³⁸

2.2. Der Scheck. Die materielle Seite des bargeldlosen Zahlens

Auch das bargeldlose Zahlen verfügte über materielle Seiten. Dazu gehörte der Scheck, worunter um 1900 – ungeachtet vieler definitorischer Debatten um den Begriff – „eine besondere Art der schriftlichen Anweisung“ verstanden wurde: „In der Regel erteilt im Check der Aussteller einem Bankier oder einem Bankinstitute den Auftrag, gegen Aushändigung der Urkunde die darin verzeichnete Summe jemandem auszuzahlen; gewöhnlich hat der Aussteller bei dem Bankier Geld deponiert; in den meisten Fällen soll der Check bei Sicht (Vorzeigung) gezahlt werden; üblicherweise endlich wird der Check hergestellt durch Ausfüllung von Formularen (Blanketten), welche von dem Bankier dem Aussteller zur Benutzung heftweise übergeben worden sind.“³⁹ Die Zahlung per Scheck involvierte immer einen Dritten, in der Regel eine Bank. Sie kann daher aus Perspektive der Bank als „gewerbsmäßige Zahlung fremder Schulden“ bzw. aus Perspektive des Ausstellers als „Verschiebung der Kassenverwaltungsgeschäfte“ definiert werden.⁴⁰

Während die historischen Anfänge des Schecks wie die der Deposita bis in die babylonische Antike zurückreichen und sich Vorläufer des Schecks auch in Deutschland zwischen dem 13. und 16. Jahrhundert ausmachen lassen, gehen die Ursprünge des neuzeitlichen Schecks auf das italienische Mittelalter zurück, wo erstmals im 14. Jahrhundert übertragbare Schecks gebraucht wurden. Von Italien ausgehend etablierten sich in den Niederlanden des goldenen Zeitalters Quittungsschecks, wobei Dritte deponiertes Vermögen gegen die Aushändigung einer Quittung ausgaben. Auch in

³⁶ o. A., Sparkassenplakat, 63, 71, 75.

³⁷ *Djazayeri*, Geschichte, 30f.

³⁸ Mehrheit der privaten Haushalte hat mindestens vier Bankkonten [03.07.2017], URL: <https://www.moneymeets.com/news/mehrheit-der-privaten-haushalte-hat-vier-konten/> [28.12.2018]

³⁹ *Georg Cohn*, Art. Check, in: Johannes Conrad/Ludwig Elster/Wilhelm Lexis/Edgar Loening (Hg.), Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Bd. III, ²Jena 1900, 20–42, hier 20.

⁴⁰ *Spengler*, Entstehung, 21; *Hilmar Freiherr von Massenbach*, Das Recht des Schecks nach dem Gesetz vom 11. März 1908, Düsseldorf 1908, 1.

England kamen Scheckzahlungen nach niederländischem Vorbild im 17. Jahrhundert in Mode. Hier entstand ein ausgefeiltes System mit Clearinghäusern, die Schecks unterschiedlicher Institutionen miteinander verrechneten, das sich im Laufe des 19. Jahrhunderts auch zum Vorbild für andere europäische Staaten entwickelte.

Im europäischen und transatlantischen Vergleich verbreitete sich der Scheckverkehr in Deutschland sehr spät, Mitte des 19. Jahrhunderts, als Schecks nicht nur in England, sondern auch in den USA bereits ein gebräuchliches Zahlungsmittel waren. In Deutschland boten neugegründete Banken wie die Vereinsbank Hamburg und die ebenfalls in Hamburg ansässige Norddeutsche Bank in den 1850er Jahren Depositen- und Girokonten an, über deren Guthaben Kunden auch per Scheck verfügen konnten. 1869 ermöglichte erstmals die Oldenburger Spar- und Leihbank Scheckzahlungen für jeden. Obwohl Scheckzahlungen in dieser Zeit zudem steuerfrei gestellt wurden, ließ sich der Scheckverkehr nur sehr zögerlich an, nicht zuletzt, weil es im Unterschied zu England keine Clearinghäuser gab. In den 1870er Jahren schuf erstmals der Berliner Kassenverein eine solche Abrechnungsstelle für mehrere Bankhäuser. Im Zuge der Ausweitung des Giroverkehrs gründete die Reichsbank 1883 zusammen mit anderen zentralen Bankhäusern ein gemeinsames Clearinghaus in Berlin, dem bald weitere in Frankfurt am Main, Stuttgart, Köln, Leipzig, Dresden und Hamburg folgten. Schecks erlangten in dieser Zeit in kaufmännischen Kreisen eine wachsende Popularität.⁴¹ Dies hinterließ auch Spuren in der Sprache: Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde der zuerst aus dem Englischen entlehnte Begriff „check“, der so auch im deutschen Wechselstempelgesetz von 1869 zu finden ist, eingedeutscht. Seit 1899 findet sich im Duden der „Scheck“ und verbreitete sich fortan – zumindest sprachlich – in dieser Form.⁴²

Schecks hatten, so eine Dissertation von 1908, für den Aussteller den Vorteil, dass dieser kein Geld „bei sich zu Hause“ lagern musste und auch „den Gefahren des Verlustes, des Diebstahls, des Empfanges von unechtem Geld und [...] den Gefahren des Verrechnens sowie des Transportes nicht ausgesetzt“ war. Die Banken akkumulierten so Kapital, das sie gegen Zinsen verleihen konnten. Aus staatlicher Perspektive musste weniger Bargeld in Umlauf gebracht werden. Diese Vorzüge schienen sich zeitgenössisch jedoch nicht allen Beteiligten zu erschließen. Zwar hatte der Scheck an Breitenwirkung gewonnen, aber zumindest laut Hilmar von Massenbach musste 1908 noch daran gearbeitet werden, „daß der Scheck sich als ein allgemein gern gesehenes Zahlungsmittel auch bei dem Mittelstande, auch bei den [...] das Kleingewerbe Betreibenden einbürgert“. Insgesamt schien das Deutsche Reich, „was die Popularität des Schecks im Volke anlangt“, noch „weit hinter anderen Staaten“ zurückzustehen. 1908 mochte die nunmehr mit dem Scheckgesetz eingeführte rechtliche Absicherung des Schecks als Zahlungsmittel als wichtige Grundlage erscheinen, um den Scheck „in allen Schichten der Bevölkerung“ zu verbreiten. Mit der so erreichten Rechtssicherheit werde „der Scheck auch wirklich populär und von jedermann, auch von dem kleinen

41 Vgl. *Spengler*, Entstehung, 22–48; *Ludwig Kuhlenbeck*, Der Check. Seine wirtschaftliche und juristische Natur, zugleich ein Beitrag zur Lehre vom Gelde, vom Wechsel und der Giro-Bank, Leipzig 1890.

42 Vgl. *Spengler*, Entstehung, 19.

Manne, gerne als Zahlungsmittel angenommen werden“.⁴³ Doch auch die Verrechtlichung verhalf dem Scheck, der nun zudem von der Regierung – mit Ausnahme des Postschecks – mit einer Steuer belastet wurde, nicht zu der gewünschten Verbreitung.⁴⁴

Die „Unkenntnis in Gelddingen“, die Lansburgh in dem eingangs zitierten Auszug aus seiner Abhandlung über Geld in einem sehr allgemeinen Sinne moniert hatte,⁴⁵ lässt sich hier materiell konkretisieren und zugleich modifizieren. Denn im Falle des Schecks war es offenbar nicht mangelnde Distanz zu diesem Zahlungsmittel, sondern vielmehr der mangelnde Kontakt mit dem konkreten Objekt Scheck, der einer Benutzung im Wege stand. Die Vertrautheit mit dem Objekt erscheint so als Grundlage für das Vertrauen in seine Funktion. Darauf deutet zumindest der Artikel *Rund um den Scheck* hin, der 1929 im Oktoberheft der *Revue des Monats*⁴⁶ – also unmittelbar vor dem New Yorker Börsencrash – erschien.⁴⁷ In einer Zeit, die als Boomphase der Beratung gilt,⁴⁸ liest sich auch dieser Artikel als Anleitung – zur Einlösung eines Schecks. Adressiert wird explizit die Frau als Einlöserin eines Schecks, der als „Gutschein“ definiert wird, „der auf Abruf realisierbar wird“. Analog zu einigen anderen Illustriertenartikeln der *Zeit*⁴⁹ bildet auch dieser Artikel einen ausgefüllten und – wie der Stempel „Bezahlt“ indiziert – ausgezahlten Scheck ab und vermittelt damit ökonomisches Wissen im Bild.

Der Text stellt zudem die einzelnen Schritte vor, in denen ein Barscheck – der Verrechnungsscheck wird am Ende des Artikels gesondert verhandelt – in einer Bank bearbeitet wird. Der Scheck wird zuerst am Bankschalter präsentiert; der oder die Einreichende erhält im Gegenzug eine Kontrollnummer, die seinen bzw. ihren Anspruch auf den Scheck belegt und zugleich die Reihenfolge festlegt, in der die Schecks bearbeitet werden: Vom Schalter gelangt der Scheck zu einer Prüfstelle, die Unterschrift und Nummer auf ihre Echtheit hin prüfen. Sodann erfolgt in Einzelfällen eine zweite Prüfung durch den Sekretär des Direktors, bevor der Scheck in die Buchhaltung gelangt, die das Konto des Ausstellers um die angegebene Summe belastet und den Kassierer anweist, das Geld auszuzahlen. Der Empfänger bzw. die Empfängerin quittiert den

43 Von Massenbach, *Recht*, 1–4, Zitate 2–4.

44 Spengler, *Entstehung*, 297f. Die Verrechtlichung hatte zudem noch eine internationale Dimension: Bereits in den 1880er Jahren wurde eine internationale Vereinheitlichung der Scheckzahlung angestrebt. Einen wichtigen Schritt markierte 1912 die Zweite Haager Konferenz zur Vereinheitlichung des Rechts in Sachen des Wechsels, des Orderbillets und des Schecks, aber erst 1931 resultierte aus der Scheckkonferenz des Völkerbunds in Genf ein einheitliches internationales Scheckrecht, vgl. ebd., 302–304.

45 *Argentarius*, *Wesen*, 12.

46 Die *Revue des Monats* erschien zwischen 1926 und 1933 in insgesamt 86 Ausgaben. Im Spektrum der Illustrierten der *Zeit* zeichnet sich die Illustrierte besonders durch die hohe Qualität ihres Bildmaterials aus und Rubriken, die sich explizit auch an eine männliche Leserschaft wenden, vgl. URL: <http://magazine.illustrierte-presse.de/die-zeitschriften/kurzportraits/revue-des-monats/> [28. 12. 2018].

47 Für das Folgende: *Wolf Langen*, *Rund um den Scheck*, in: *Revue des Monats* 3 (1928/29) H. 12, 1304–1306.

48 Vgl. *Stefanie Dutweiler*, *Beratung*, in: Ulrich Bröckling u. a. (Hg.), *Glossar der Gegenwart*, Frankfurt a. M. 2004, 23–29; *Stephanie Kleiner/Robert Suter* (Hg.), *Guter Rat. Glück und Erfolg in der Ratgeberliteratur 1900–1940*, Berlin 2015.

49 Vgl. etwa *Der Filmautor. Eine verkannte Persönlichkeit*, in: *Das Leben* 7 (1929/30) H. 10, 25–31 und das unter 3. verhandelte Beispiel.

1304



Von Wolf Langen

Mit Photos von Blumberger-Schulz

Wer kennt es nicht, dieses kleine, schmale Papier mit dem Aufdruck: „zähle gegen diesen Scheck aus meinem (unserem) Guthaben an . . . oder Überbringer Mark . . .“ Es ist zweifellos eine angenehme Sache, so etwas in der Tasche zu haben. Die wenigsten aber ahnen, welchen Apparat dieses kleine Papier in Bewegung setzt, damit derjenige, der es vorweist, in den Besitz der Summe baren Geldes gelangt, auf die es ausgestellt ist.

Der Scheck ist eine Erfindung der Neuzeit, er ist, finanztechnisch ausgedrückt, ein



Gutschein, der auf Abruf realisierbar wird. Um einen Scheck ausstellen zu dürfen, muß man über ein Depot oder ein Guthaben bei einer Bank verfügen. Der Scheck stellt also gewissermaßen den bequem disponiblen Wertersatz für dieses Guthaben dar. Da man heutzutage sein Geld nicht gern zu Hause im Wäscheschrank aufbewahrt, sondern es zur Bank trägt, wo es sicherer aufgehoben ist und außerdem noch Zinsen trägt, wird das jeder moderne Mensch mit seinem Gelde tun, sofern er nicht andere Bestimmung dafür hat.

Der Scheck wird präsentiert; der Schalterbeamte hält schon eine Kontrollmarke bereit.

Abb. 2: Die Scheckeinzöserin: Vertrautheit herstellen, um Vertrauen zu schaffen aus: Wolf Langen, Rund um den Scheck, in: Revue des Monats 3 (1928/29) H. 12, 1304.

Erhalt der Summe schließlich durch eine Unterschrift auf der Rückseite des Schecks, der als Beleg von der Bank aufbewahrt wird. Der geregelte Ablauf in klar definierten Schritten suggeriert eine kontrollierte Rationalität der Vorgänge in der Bank, die dazu angetan ist, das Vertrauen sowohl in die Bank als Apparat als auch den Scheck als Medium der Beziehung zwischen Bank, Scheckaussteller und Zahlungsempfänger zu stärken. Dieses Bestreben unterstreichen Fotografien, die die Arbeit in den einzelnen Abteilungen der Bank dokumentieren und förmlich gekleidete Herren zeigen, die konzentriert über Dokumente gebeugt sind.

Es sind aber nicht nur die rationale Regelhaftigkeit der Arbeitsweise in der Bank und die Inszenierung männlicher Seriosität, welche die Leserschaft für den Scheck als Zahlungsmittel einnehmen sollen. Vielmehr nehmen Text und bildliche Darstellungen auch die Perspektive der Bankkundin ein. Auf jeder Seite des Artikels werden die Fotografien der emsig arbeitenden Bankangestellten durch eine Darstellung einer Scheckeinlöserin flankiert. Die dargestellte Frau trägt kurze Haare, die durch eine Cloche bedeckt sind, dazu einen Pelzmantel, dessen Saum ebenso wie ihr Rock ihre Knie umspielt, und Pumps. Sie wird so als modebewusste Frau des Typus „Neue Frau“ vorgestellt. Die Frau wird hier nicht nur als eigenständig Handelnde in Geldangelegenheiten gezeigt, sondern der Artikel attestiert ihr zudem einen routinierten Umgang mit den Prozeduren in der Bank. So wisse sie Wartezeiten in der Bank für ihre eigenen Bedürfnisse zu nutzen, sie fülle sie „gewöhnlich damit aus[...], [...] in ihr Spiegelchen zu sehen, oder ihre Lippen frisch zu färben, oder vielleicht – auch ein wenig zu kokettieren“.⁵⁰ Einerseits reflektiert der Text mit dieser Darstellung das tradierte Bild der Frau als Konsumentin, andererseits erscheint die Frau hier zugleich als kundige und souveräne Akteurin in Geldangelegenheiten, die zudem durch ihre Praktiken des Schminkens und Kokettierens die dominanten Praktiken der männlichen Bankangestellten konterkariert und die Bank so auch zu einem weiblichen Ort macht.

3. Dingliche Ensembles der Sicherung

Das Scheckgesetz von 1908 wie auch die Artikel in den Illustrierten legen nahe, dass eines der Bedenken gegenüber dem Scheck darin bestand, dass Schecks gefälscht werden konnten. Für diese Gefährdung wurden verschiedene Lösungsansätze diskutiert: Auch hier wurden die rechtliche Ahndung bzw. „drakonische Strafen“, wie sie in den USA praktiziert wurden, als Möglichkeit diskutiert, das Problem einzuhegen – das deutsche Strafgesetzbuch sah für schwere Urkundenfälschung bis zu fünf Jahren Gefängnishaft vor.⁵¹

⁵⁰ *Langen*, Scheck, 1305f.

⁵¹ Vgl. *von Massenbach*, Recht, 11 und *Langen*, Scheck, 1305; *Kriminalrat Dr. Gebhardt*, Eine raffinierte Scheckfälschung, in: *Das Kriminal-Magazin* 1 (1929) H. 3, 78–85, hier 78.



Ein gefälschter Scheck!

Dieser Scheck, der auf die Lombardbank A.-G. Zürich lautet, wurde ursprünglich handschriftlich ausgefüllt.

Er war auf 24 Schweizer Francs ausgeschrieben, zu zahlen an den Überbringer. Der Fälscher hat alle handschriftlichen Notierungen, die auf dem Scheck vermerkt waren, mit tintelösenden Chemikalien entfernt und den Scheck darauf mit Schreibmaschinenschrift neu ausgefüllt. Er lautete nun auf 12000.— Schweizer Francs. Bei der Durchleuchtung mit der Quarzlampe kamen die ursprünglichen Tintenschriftzeichen wieder zum Vorschein, und der Scheck wurde als Fälschung erkannt.

Der beste Detektiv

ist die Quarzlampe. Ausradierte oder durch Chemikalien gebleichte Schriften werden bei der Durchleuchtung wieder deutlich sichtbar.

Rechts: Ein gefälschter Scheck wird durchleuchtet

1449

Abb. 3: Die Quarzlampe: Dingliche Einhegung der Gefährdung von Geld aus: Die Kriminalabteilung der DD-Bank, in: Das Kriminal-Magazin 3 (1931) H. 27, 1149.

3.1. Die Quarzlampe

Ein anderer Ansatz bestand in der frühzeitigen Aufdeckung von Fälschungen, um die sich Kriminalbeamte und Banken bemühten, die ihre Aktivitäten in einem Wettlauf mit den sich stetig wandelnden und verbessernden Fertigkeiten der Fälscher sahen. Das für die Zeit typische Vertrauen in den technischen Fortschritt manifestierte sich auch auf diesem Feld. Ende des 19. Jahrhunderts hatte der Berliner Physiker Leo Arons eine Quecksilberdampf Lampe entwickelt,⁵² die erstmals in den 1920er Jahren kommerziell vertrieben wurde und mittels ultravioletter Strahlung Schriftzeichen sichtbar machen konnte, obwohl sie zuvor wegradiert oder mit Chemikalien entfernt worden waren. Ende der 1920er Jahre und Anfang der 1930er Jahre wurde diese Lampe in kriminalistischen Kreisen als „hervorragendes Kampfmittel gegen Scheckfälschungen“ propagiert.⁵³

Entsprechend ist in einem Artikel über die Kriminalabteilung einer Bank eine ganze Seite dem gefälschten Scheck und der Quarzlampe als „beste[m] Detektiv“ gewidmet.⁵⁴ Ein Drittel der Seite nimmt auch in diesem Kontext die fotografische Darstellung eines Schecks – in diesem Fall: einer Fälschung – ein. Zudem zeigt eine weitere Fotografie eine Apparatur mit einer Quarzlampe, mittels derer ein Bankmitarbeiter den Scheck prüft. Wie *Rund um den Scheck* liefert auch dieser Artikel Einblicke in die Tätigkeiten in einer Bank, nur, dass es sich in diesem Fall um Einblicke in die Prüfverfahren handelt, die *Rund um den Scheck* zwar erwähnt, aber nicht näher ausführt. Denn *Rund um den Scheck* zeigt die Bank als für den Kunden und die Kundin durchlässigen Ort, während *Die Kriminalabteilung der DD-Bank* die Bank als Ort des Schutzes und der Fortifikation zeigt, der nur der Leserschaft des *Kriminal-Magazins* exklusive Informationen über vertrauliche Verfahren zugänglich macht.⁵⁵ Ähnlich wie in *Rund um den Scheck* wird die Bank als Ort rationalen Handelns charakterisiert. Wie der Prozess vom Einreichen des Schecks bis zur Auszahlung gliederte sich auch die vorgestellte Kriminalabteilung der Deutschen Bank und Discontogesellschaft in einzelne Arbeitsbereiche. Nicht nur diese gegliederte Arbeitsweise sollte den Eindruck von Professionalität vermitteln, sondern ebenso der Einsatz neuester technischer Entwicklungen. Neben der Quarzlampe verfügte die Abteilung über ein eigenes fotografisches Atelier, das Fälschungen mikroskopisch fotografieren konnte, während ein eigenes Bildarchiv die Identifikation potenzieller Fälscher ermöglichen sollte. Zudem wurde als eine der jüngsten Errungenschaften eine Art akustische Alarmanlage angepriesen, mit der „während der Nacht 70 Filialen“ überwacht wurden: „In den Tresors der Filialen sind Mikrophone eingebaut, die jedes Geräusch auf elektrischem Wege durch den Lautsprecher dieses Apparates mitteilen. Wenn irgendwelche verdächtigen Geräusche ver-

52 Vgl. *Joseph C. Pole*, Die Quarzlampe. Ihre Entwicklung und ihr heutiger Stand, Berlin 1914.

53 *Gebhardt*, Scheckfälschung, 85.

54 Die Kriminalabteilung der DD-Bank, in: *Das Kriminal-Magazin* 3 (1931) H. 27, 1447–1450, hier 1149.

55 Das *Kriminal-Magazin* erschien zwischen 1929 und 1932 sowie 1935 und 1936. Zeitweilig fungierte der Krimischriftsteller Edgar Wallace als Herausgeber. Das Magazin erschien monatlich zum Preis von einer Mark. Vgl. URL: <http://magazine.illustrierte-presse.de/die-zeitschriften/kurz-portraits/kriminal-magazin/> [28. 12. 2018]

nehmbar sind, wird die betreffende Filiale sofort kontrolliert.⁵⁶ Die Bank – in diesem Fall die Deutsche Bank – wird in diesem Artikel als Ort präsentiert, der Sicherheit nicht zuletzt über technische Versiertheit generiert.

3.2. Der Tresor

Ein weiteres zentrales Element der Herstellung von Sicherheit in der Bank war der ebenfalls in dem Artikel erwähnte Tresor, der als Kern des Sicherheitszentrums einer Bank gelten kann.⁵⁷ Die Geschichte des Tresors und der öffentlichen Faszination für den Tresor stellen in weiten Teilen ein Desiderat der Forschung dar, ebenso wie die Geschichte des Diebstahls und des Bankraubs.⁵⁸ Sowohl die Behältnisse von Geld – vom Portemonnaies über Geldkassetten und Geldschränke bis hin Geldtransportern – als auch die Versuche, diese Behältnisse aufzubrechen und zu entwenden, sind Teil einer Geschichte der Sorge um Geld bzw. der Sicherung von Geld durch dingliche Ensembles und des Durchbrechens dieser Sicherungen.

Solche Geldsicherungskonstruktionen finden sich nicht nur in Banken, sondern auch in privaten Haushalten und Geschäftsräumen. Ein eigener Fertigungszweig rund um Geldschränke entstand in Europa mit Beginn der industriellen Revolution, die auch in einem sehr konkreten Sinne die Akkumulation von Kapital zur Folge hatte. Der neue Geldbesitz manifestierte sich auch in „prunkvolle[n] Möbelstücke[n]“ zur Aufbewahrung von Bargeld und Wertpapieren. Die erste europäische Geldschrankfabrik entstand 1795 in England, 1813 wurde in Frankfurt am Main als erstes deutsches Pendant die Firma Franz Garny gegründet. 1833 erhielt auch Berlin mit S. J. Arnheim seinen ersten Geldschrankfabrikanten. Zuvor hatte 1825 Fichet in Paris die Produktion aufgenommen, 1848 erfolgte die erste Gründung in den USA von Mosler Safe in Hamilton. Bereits ab Anfang des 19. Jahrhunderts kam Metall statt Holz als Material beim Bau von Geldschränken zum Einsatz. Ab der Jahrhundertmitte wurde zudem daran gearbeitet, Tresore durch ein Mehrwandsystem und die Befüllung von Zwischenräumen mit Marmor, Porzellan, Ton und schließlich Luft gegen Feuer zu schützen. Die Tresorhersteller experimentierten mit unterschiedlichen Materialien und konkurrierten darüber miteinander.⁵⁹

Im 19. Jahrhundert rückten Diebe den Schränken mit Hämmern, Sägen, Bohrern und Brecheisen zu Leibe. Dies änderte sich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit dem Aufkommen des Schneidbrenners, der freilich um 1900 noch als US-amerikanisches Phänomen galt, aber 1907 bei einem Einbruch in Antwerpen auch erstmals in Europa zum Einsatz kam. Gleichwohl setzten sich Schneidbrenner unter europäischen

⁵⁶ Kriminalabteilung, 1448.

⁵⁷ Vgl. *Martin Kaltwasser*, Die Hüllen des Paradieses – Architektur des Bankgebäudes, in: Klaus Schönberger (Hg.), *Va banque. Bankraub. Theorie. Praxis. Geschichte*, Berlin 2001, 174–191; als zeitgenössisches Beispiel *Morus*, Wo Deutschlands Reparationsgelder aufbewahrt werden ... Die neuen unterirdischen Tresor-Anlagen der Bank von Frankreich, in: *UHU* 6 (1930) H. 6, 80–82.

⁵⁸ Vgl. als wenige Ausnahmen *Schönberger*, *Va banque* und *Andreas Gehrlich/Dorothee Kimmich* (Hg.), *Diebstahl! Zur Kulturgeschichte eines Kulturgründungsmythos*, Paderborn 2018.

⁵⁹ Vgl. *Adam Merschbacher*, *Sicherheitsfibel*, Wiesbaden 2018, 195–200, Zitat 196.

Panzerknackern erst in den 1920er Jahren durch. Dies erklärt sich zum einen daraus, dass auch zu Beginn des 20. Jahrhunderts im privaten wie im geschäftlichen Kontext lange Zeit noch Geldschränke aus dem 19. Jahrhundert genutzt wurden. Zum anderen waren Schneidbrenner und das dafür erforderliche Acetylen für die Diebe teuer in der Anschaffung – später wurden u. a. Einbrecher mit Schneidbrenner für Coups gemietet –, schwer zu transportieren und schwierig in der Benutzung, nicht zuletzt, weil die Einbrecher dazu schweißen können mussten.⁶⁰

Auch aufgrund dieser besonderen Fertigkeiten, die sie sich teils über wissenschaftliche Literatur, teils über eine Lehrzeit aneigneten, galten die sogenannten Panzerknacker, also Tresoreinbrecher, zeitgenössisch sowohl in kriminalistischen wie in den eigenen Kreisen als „Elite des Einbrechertums“. Diese Faszination, die sich generell während der Kaiserzeit und der Weimarer Republik beobachten lässt, lässt sich ferner damit begründen, dass als Bestohlene „gut bemittelte (und obendrein zumeist versicherte) Geschäftsleute“ identifiziert wurden, die zugleich den Neid und die Bewunderung ihrer Zeitgenossinnen und Zeitgenossen weckten. Zudem wurde Panzerknackern im öffentlichen Diskurs „materielle[r] Erfolg“ attestiert.⁶¹ Damit fungierten sie gleichsam als Kippfigur der Bourgeoisie: Denn auch Einbrüche ließen sich als erbrachte Leistung lesen, die sich – wenn auch auf dem Weg der Illegalität – auszahlte. Zugleich waren solche Einbrüche Experimentierfelder für neue technische Möglichkeiten. Wie schon am Beispiel der Quarzlampe gesehen, wurde auch mit Blick auf die Bekämpfung von Bank- und Tresoreinbrüchen ein Wettbewerb zwischen Einbrechern einerseits und Kriminalbeamten und Tresorfabrikanten und -entwicklern andererseits ausgerufen, dessen Ausgang offen war. Panzerknacker entsprachen damit im doppelten Sinne zentralen Maximen einer kapitalistischen Gesellschaft: Sie erbrachten besondere – auch kreative – Leistungen und taten dies im Wettbewerb mit anderen.⁶²

Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, dass Geldschrankeinbrüche bei den Zeitgenossinnen und Zeitgenossen zugleich Schrecken und Bewunderung hervorriefen.⁶³ Dass sie gerade in den 1920er und 1930er Jahren eine gesteigerte öffentliche Aufmerksamkeit erfuhren, erklärt sich auch daraus, dass die Diebstahlskriminalität zwischen 1916 bzw. 1918/19 und 1923/24 sowie, nachdem sie zwischen 1924 und 1928 zeitweilig unter das Niveau der Vorkriegszeit gefallen war, zwischen 1929 und 1932 stark anstieg. Diese Konjunkturen lassen sich mit dem Wechsel ökonomischer Krisen- und Stabilitätsphasen korrelieren, wie er allgemein für die Zwischenkriegszeit

⁶⁰ Vgl. ebd., 198; *Peter Kaprun*, Arme Einbrecher!, in: *Das Leben* 7 (1929) H. 10, 17–20; *Kriminalkommissar D. G. Lehmerdt*, Geldschrankknacker. Ein Nachruf auf ein aussterbendes Verbrechergeschlecht, in: *UHU* (1924/25) H. 5, 24–27, 110, 112, 115; *Patrick Wagner*, Volksgemeinschaft ohne Verbrecher. Konzeptionen und Praxis der Kriminalpolizei in der Zeit der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus, Hamburg 1996, 50f.

⁶¹ *Wagner*, Volksgemeinschaft, 45f., Zitate 45; Merschbacher spricht von den „Aristokraten unter den Gaunern“, *Merschbacher*, Sicherheitsfibel, 198.

⁶² Damit erfüllen sie mindestens zwei der vier Kriterien (credit, commodity, competition, creativity), die Jens Beckert als Kennzeichen des Kapitalismus definiert, vgl. *Jens Beckert*, Capitalism as a System of Expectations: Toward a Sociological Microfoundation of Political Economy, in: *Politics & Society* 41 (2013) H. 3, 323–350.

⁶³ Vgl. etwa Polizei bricht ein!, in: *Das Kriminal-Magazin* 3 (1931) H. 27, 1431; *Lillge*, Geldschrank-Knacker. Ihre Arbeit und ihre Misserfolge, in: *Das Kriminal-Magazin* 2 (1930/31) H. 11, 75–77.

konstatiert wird. Dies gilt nicht nur dahingehend, dass Einbrüche als kompensatorische Reaktion auf sinkende Reallöhne und Phasen der Lebensmittel- und allgemeinen Güterknappheit verstanden werden können. Vielmehr lässt sich die Diebstahlskriminalität insgesamt, wie Martin Geyer für die Inflationsjahre bis 1923 gezeigt hat, auch als „andere Form der Flucht in die Sachwerte“ deuten. Diese Flucht in die Sachwerte beschränkte sich nicht nur darauf, dass die Menschen bei erwarteten und tatsächlich einsetzenden Preissteigerungen die Läden und Kaufhäuser leerkauften, mit Fremdwährungen spekulierten, in Kunstobjekte investierten oder ihr Geld demonstrativ verschwendeten, sondern umfasste auch die illegale Aneignung von Eigentum anderer, etwa durch den Diebstahl von Kupfer, Metall und anderen Ressourcen.⁶⁴

Das Aufbrechen von Tresoren hatte hier gleichwohl eine Sonderstellung. Denn unter Panzerknackern ließ sich zumindest mit Blick auf das Diebesgut gerade keine Flucht in Sachwerte beobachten. Sie schienen auch nach der Inflationserfahrung der frühen 1920er Jahre den Glauben an die Macht des Geldes zu kultivieren und zu reanimieren. Denn bei den großen Coups der 1920er Jahre – so die Einbrüche in das Bezirksamt Tempelhof 1925 mit 300 000 Mark Beute und in die Tresoranlage der Discontobank am Berliner Wittenbergplatz 1929 mit 160 000 Mark Beute – wurden gerade keine Sachwerte wie Schmuck entwendet, sondern nur Bargeld.⁶⁵

Scheck und Quarzlampe, Schneidbrenner und Tresor – es sind solche dinglichen Ensembles, die das Dispositiv für Geldpraktiken stellten. In sie waren die Menschen eingebunden. Sie verbanden den Scheckfälscher und den Panzerknacker mit den Mitgliedern der feinen Gesellschaft und setzten sie zueinander in Beziehung. Den beziehungsstiftenden Charakter von Geld reflektierte schon der zeitgenössische – zumeist negativ geführte – Diskurs über den „Geldnexus“.⁶⁶ Seine konkrete Gestalt gilt es in vielem erst noch zu erschließen.

4. Fazit

Der Aufsatz hat sich zum Ziel gesetzt, über den Zugriff des Doing Money neue Forschungsperspektiven der Geldgeschichte im 20. Jahrhundert aufzuzeigen, und dazu exemplarisch zwei Facetten der Geldpraktiken der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts beleuchtet, die bislang vergleichsweise wenig Beachtung erfahren haben. Dazu zählen erstens der bargeldlose Zahlungsverkehr und insbesondere der Einsatz von Schecks, die im Untersuchungszeitraum im Deutschen Reich zwar intensiv beworben wurden, sich aber gleichwohl nur langsam neben Münz- und Papiergeld etablieren konnten – und dies, obwohl die deutsche Bevölkerung keine grundsätzliche Abneigung gegenüber Buchgeld zeigte, wie ihre starke Affinität zum Sparen verdeutlicht. Auch wenn hier weitere Forschung erst noch aussteht, wird dabei die dingliche Dimension dieser unterschiedlichen Formen des Zahlens bzw. der Zahlungsmittel stark zu berücksichtigen sein. Die Anhänglichkeit der deutschen Bevölkerung gegenüber

64 Geyer, *Verkehrte Welt*, 249–265, Zitat 261; vgl. Wagner, *Volksgemeinschaft*, 32–36.

65 Vgl. Wagner, *Volksgemeinschaft*, S. 47–49.

66 Geyer, *Verkehrte Welt*, 383.

bestimmten Münzen, auch nachdem diese außer Kurs gesetzt waren, deutet darauf hin, dass die Vertrautheit mit konkreten Objekten ins Gewicht fiel, wenn es darum ging, Vertrauen in die Funktionalität dieser Objekte aufzubauen. Dies legen auch die Illustriertenartikel nahe, mit denen die Verwendung von Schecks erklärt und propagiert wurde.

Für eine Untersuchung von Geldpraktiken fällt die Dinglichkeit noch in einer weiteren Hinsicht ins Gewicht. Es waren nämlich zweitens dingliche Ensembles, die daran beteiligt waren, Schecks wie Bargeld abzusichern bzw. ihre Sicherbarkeit zu suggerieren. Mit Blick auf Tresore finden sich äquivalente Konstruktionen in privaten und geschäftlichen Settings ebenso wie im größeren Rahmen in der Bank. Hier wäre zu prüfen, ob sich langfristig ein Outsourcing der sicheren Aufbewahrung von Geld und Wertgegenständen an Dritte beobachten lässt. Wahrscheinlicher sind parallele, sich ergänzende Sicherungsstrukturen, welche die private Aufbewahrung von Geld mit Lagermöglichkeiten in Banken kombinieren. Dessen ungeachtet besteht jedoch kein Zweifel daran, dass die Unsicherheit von Geld und anderen Preziosen vor dem Zugriff Unbefugter eine wichtige Ressource für die Machtstellung von Banken im Alltagsleben der Bevölkerung war. Unabhängig davon, ob sie sich als kundenfreundliche Serviceeinrichtung oder als kritisch prüfender Sicherheitsapparat vorstellten: Sie präsentierten sich mit geregelten Vorgehensweisen und einer technischen und personellen Ausstattung, die den Eindruck vermitteln sollten und wohl auch vermittelten, dass hier Sicherheit hergestellt wurde. Allerdings ist es – wie so oft – sehr viel leichter, Bestrebungen und Bemühungen großer Institutionen zu ergründen als das individuelle Verhältnis Einzelner zu Gelddingen.

Was hier nur im Zusammenhang von Scheckfälschung und Diebstahl diskutiert wurde, lässt sich noch in anderen Kontexten untersuchen. So betont die soziologische Forschung zu Flucht nicht nur grundsätzlich die Bedeutung der Dinge für Flüchtende und Exilierte, sondern auch die von Geld. Dass es dabei nicht nur darum geht und ging, über Geld den Zugang zu Unterkunft, Verpflegung und Transportmitteln abzusichern,⁶⁷ legt ein Beispiel aus den 1930er Jahren nahe. 1939 hatte der deutsche Industrielle Fritz Thyssen das Deutsche Reich dauerhaft verlassen. Offenbar waren es zahlreiche Routinen, die während der Zeit von Flucht und Exil seinen Tagesablauf und den seiner Ehefrau Amélie absicherten. Zu diesen Routinen zählten auch die regelmäßigen Gänge zum Postamt und zu Banken, um Geld abzuheben oder Valuta zu wechseln.⁶⁸ Für die Sicherung eines vertrauten Lebensrhythmus hatten Geld und Gelddinge demnach eine zentrale Funktion.

Es sind diese Praktiken, die sich oftmals nur als kurze Hinweise in den Quellen finden, denen es nachzugehen gilt. Möglicherweise erweist sich dann, dass erstens die von Lansburgh konstatierte „Unkenntnis in Gelddingen“⁶⁹ noch weiter differenziert bzw. als eine spezifische Bewertung markiert werden müsste oder als Versuch, bestimmte Formen des Wissens abzuwerten. Die obigen Ausführungen legen nahe, dass

67 Vgl. *Joanna Pfaff-Czarnecka*, Zugehörigkeit in der mobilen Welt. Politiken der Verortung, Göttingen 2012; *Elena Höpfner*, Menschen auf der Flucht und die Bedeutung ihrer Dinge. Eine gegenstandsbezogene Theoriebildung im doppelten Sinne, Wiesbaden 2018, 96f.

68 Vgl. *Derix*, Thyssens, 395f.

69 *Argentarius*, Wesen, 12.

das, was Landsburgh als „Unkenntnis“ erschienen sein mochte, auch eine Form der Resistenz oder der Anhaftung an Altem bzw. der Skepsis gegenüber Neuem darstellen konnte. Entsprechend wäre auch die Omnipräsenz des Geldes und das ‚Verwachsen-sein‘ der Menschen mit dem Geld aufzugliedern. Denn offenbar waren die Menschen mit unterschiedlichen Formen von Geld auf ganz unterschiedliche Weise verwachsen. Jede Form des Geldes verknüpfte sich dabei mit einem je unterschiedlichen Set von Zuschreibungen: Silbermünzen überlebten ihre rechtliche Gültigkeit noch sehr lange, Schecks hingegen können als Unbekannte gelten, auch nachdem sie über einen langen Zeitraum zumindest vermittelt über die Massenmedien im Leben der Menschen präsent waren. Teil dieser differenzierenden Arbeit wäre auch die Aufschlüsselung der dinglichen Ensembles rund um Geld, die hier exemplarisch aufgezeigt wurden und die sich, wie die Beziehungen zu unterschiedlichen Geldformen, mit unterschiedlichen Zugehörigkeiten (Klasse, Alter, Geschlecht etc.) und ihren intersektionalen Verschränkungen korrelieren lassen. Ein solches Vorgehen macht die anhaltende theoretische Debatte darüber, was Geld denn eigentlich sei, nicht überflüssig, stellt ihr aber eine Konkretion zur Seite, wie genau die Begegnungen und Interaktionen zwischen Geld und Menschen zu unterschiedlichen Zeiten aussahen.

Abstract

This article highlights the need to intensify the research on money practices in contemporary history by concentrating on their material dimensions. Therefore, the analysis explores two different fields of „doing money“ in the first half of the 20th century that have been largely neglected so far. Firstly, it focuses on the attempts to establish cashless payment in Germany and discusses cheques as alternative means of payment to coins and banknotes. Secondly, it examines the measures taken to protect money from forgery and theft and the associated fascination with quartz lamps, safes and safecrackers.

Prof. Dr. Simone Derix, Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, Lehrstuhl für Neueste Geschichte und Zeitgeschichte, Kochstr. 4, 91054 Erlangen, simone.derix@fau.de